

it

# Hermann Hesse **Herbst**



Kurt Tucholsky hat über Hermann Hesses Naturdarstellungen geschrieben: »Er kann, was nur wenige können. Er kann einen Sommerabend und ein erfrischendes Schwimmbad [...] nicht nur schildern – das wäre nicht schwer. Aber er kann machen, daß es uns heiß und kühl und müde ums Herz wird.«

Hermann Hesses Beziehung zur Natur und zum Lauf der Jahreszeiten ist von jeher ein inniges. In vielen Gedichten und Betrachtungen, aber auch in seinen Romanen hat er sie beschrieben und ihren Zauber zu fassen versucht.

Der »schöne, aber auch traurige« Herbst inspirierte Hermann Hesse zu einer Vielzahl an Gedichten und Betrachtungen, die vom herrlichen Farbenspiel der Natur, donnernden Herbststürmen und dem wehmütigen Erinnern an das Vergangene erzählen.

»Seltsam, im Nebel zu wandern!  
Einsam ist jeder Busch und Stein,  
Kein Baum sieht den andern,  
Jeder ist allein.«

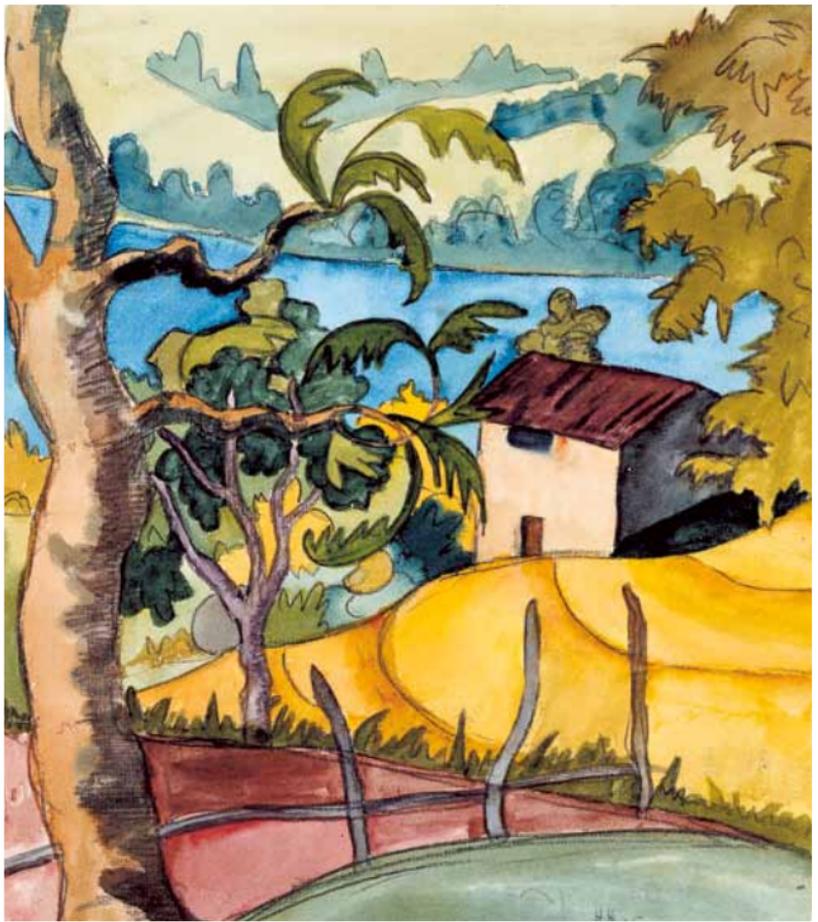
Hermann Hesse, geboren am 2. Juli 1877 in Calw/Württemberg, wurde 1946 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet. Er starb am 9. August 1962 in seiner Wahlheimat Montagnola bei Lugano. Sein Werk erscheint im Suhrkamp und Insel Verlag.

insel taschenbuch 4174

Hermann Hesse

Herbst





HERMANN HESSE  
/ HERBST /

Ausgewählt von Ulrike Anders

INSEL VERLAG

insel taschenbuch 4174

Erste Auflage 2012

Insel Verlag Berlin 2012

© Insel Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes  
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Druck: Kösel, Krugzell

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35874-9

/ HERBST /



Schon riecht es scharf nach angewelkten Blättern,  
Kornfelder stehen leer und ohne Blick;  
Wir wissen: eines von den nächsten Wettern  
Bricht unserm müden Sommer das Genick.

Die Ginsterschoten knistern. Plötzlich wird  
Uns all das fern und sagenhaft erscheinen,  
Was heut wir in der Hand zu halten meinen,  
Und jede Blume wunderbar verirrt.

Bang wächst ein Wunsch in der erschreckten Seele:  
Daß sie nicht allzu sehr am Dasein klebe,  
Daß sie das Welken wie ein Baum erlebe,  
Daß Fest und Farbe ihrem Herbst nicht fehle.

// Trotz der drückenden Wärme dieser Tage bin ich viel  
draußen. Ich weiß allzu gut, wie flüchtig diese Schönheit  
ist, wie schnell sie Abschied nimmt, wie plötzlich ihre süße  
Reife sich zu Tod und Welke wandeln kann. Und ich bin  
so geizig, so habgierig dieser Spätsommerschönheit gegen-  
über! Ich möchte nicht nur alles sehen, alles fühlen, alles  
riechen und schmecken, was diese Sommerfülle meinen

10 / Sinnen zu schmecken anbietet; ich möchte es, rastlos und von plötzlicher Besitzlust ergriffen, auch aufbewahren und mit in den Winter, in die kommenden Tage und Jahre, in das Alter nehmen. Ich bin sonst nicht eben eifrig im Besitzen, ich trenne mich leicht und gebe leicht weg, aber jetzt plagt mich ein Eifer des Festhaltenwollens, über den ich zuweilen selber lächeln muß. Im Garten, auf der Terrasse, auf dem Türmchen unter der Wetterfahne setze ich mich Tag für Tag stundenlang fest, plötzlich unheimlich fleißig geworden, und mit Bleistift und Feder, mit Pinsel und Farben versuche ich dies und jenes von dem blühenden und schwindenden Reichtum beiseite zu bringen. Ich zeichne mühsam die morgendlichen Schatten auf der Gartentreppe nach und die Windungen der dicken Glyzinen-schlangen und versuche die fernen gläsernen Farben der Abendberge nachzuahmen, die so dünn wie ein Hauch und doch so strahlend wie Juwelen sind. Müde komme ich dann nach Hause, sehr müde, und wenn ich am Abend meine Blätter in die Mappe lege, macht es mich beinahe traurig, zu sehen, wie wenig von allem ich mir notieren und aufbewahren konnte.

Dann esse ich mein Abendmahl, Obst und Brot, und sitze dabei in dem etwas düstern Zimmer schon ganz im Dunkeln, bald werde ich schon vor sieben Uhr das Licht anzünden müssen, und bald noch früher, und bald wird man

sich an Dunkelheit und Nebel, an Kälte und Winter ge- / 11  
wöhnt haben und kaum mehr wissen, wie die Welt einmal  
einen Augenblick lang so durchleuchtet und vollkommen  
war. Eine Viertelstunde lese ich dann, um auf andere Ge-  
danken zu kommen, doch kann ich zu dieser Zeit nur  
auserlesen Gutes lesen [...].

Wie es im Zimmer dunkel wird, draußen aber noch der  
Tag ausatmend nachleuchtet, stehe ich auf und gehe auf  
die Terrasse hinaus, dort blickt man über ziegelgedeckte  
und efeubewachsene Brüstungsmauern gegen Castagnola,  
Gandria und San Mamete hinüber und sieht hinter dem  
Salvatore den Monte Generoso rosig verglühen. Zehn Mi-  
nuten, eine Viertelstunde dauert dies Abendglück.

Ich sitze im Lehnstuhl, mit müden Gliedern, mit müden  
Augen, aber nicht satt oder verdrossen, sondern voll Emp-  
fänglichkeit, und ruhe und denke an gar nichts, und auf  
der noch sonnenwarmen Terrasse stehen meine paar Blu-  
men im letzten Abendlicht, mit schwach leuchtendem  
Laub, langsam einschlummernd, langsam vom Tage Ab-  
schied nehmend. Fremd steht und etwas verlegen in ihrer  
exotischen Starre die große Opuntie mit den goldenen  
Stacheln, sie bleibt ganz allein für sich; meine Freundin  
hat mir diesen Märchenbaum geschenkt, er hat einen Eh-  
renplatz auf meiner Dachterrasse. Neben ihr lächeln die  
Korallenfuchsien und dunkeln die violetten Kelche der

12 / Petunien, aber Nelke und Wicke, Türkenbund und Sternblume sind längst verblüht. Zusammengedrängt in ihren paar Töpfen und Kistchen stehen die Blumen, und mit dem Dunkelwerden ihres Laubes beginnen ihre Blütenfarben heftiger zu glühen, ein paar Minuten lang leuchten sie so tiefbrennend wie Glasfenster in einem Dom. Und dann erlöschen sie langsam, langsam und sterben den täglichen kleinen Tod, um sich auf den großen einmaligen vorzubereiten. Unmerklich entschwindet ihnen das Licht, unmerklich wird ihr Grün ins Schwarze verwandelt und ihre frohen Rot und Gelb sterben in gebrochenen Tönen zur Nacht hinüber. Manchmal kommt noch spät ein Falter zu ihnen geflogen, ein Schwärmer mit träumerisch schwirrendem Flug, bald aber ist der kleine Abendzauber vergangen; dunkel steht und plötzlich schwer geworden die Reihe der Berge drüben; aus dem hellgrünen Himmel, an dem man noch keinen Stern sehen kann, zucken in hastigem Flug die Fledermäuse und verschwinden blitzschnell. Tief unter mir im Tal geht ein Mann in weißen Hemdärmeln durchs Gras der Wiese und mäht, aus einem der Landhäuser am Dorfrand weht halbverwischt und einschläfernd ein wenig Klavierspiel herüber.

Da ich ins Zimmer zurückkehre und Licht anzünde, flügel ein großer Schatten durchs Zimmer, und leise rauschend schwebt ein großer Nachtfalter gegen den grünen



14 / Glaskelch über dem Licht. Er setzt sich, hell bestrahlt, auf dem grünen Glase nieder, schlägt die langen schmalen Flügel zusammen, zittert mit dünn befiederten Fühlern, und seine schwarzen kleinen Augen glänzen wie feuchte Pechtropfen. Über seine geschlossenen Flügel läuft eine vielfach geäderte zarte Zeichnung wie Marmor, da spielen alle matten, gebrochenen, gedämpften Farben, alle Braun und Grau, alle Farbtöne welkender Blätter durcheinander und klingen sammetweich. Wenn ich ein Japaner wäre, so hätte ich von den Vorfahren her eine ganze Anzahl von genauen Bezeichnungen für diese Farben und ihre Mischungen geerbt und vermöchte sie zu benennen. Aber auch damit wäre nicht viel getan, so wie mit dem Zeichnen und Malen, dem Nachdenken und Schreiben nicht viel getan ist. In den braunroten, violetten und grauen Farbflächen der Falterflügel ist das ganze Geheimnis der Schöpfung ausgesprochen, all ihr Zauber, all ihr Fluch, mit tausend Gesichtern blickt das Geheimnis uns an, blickt auf und erlischt wieder, und nichts davon können wir festhalten.

(Aus: »Zwischen Sommer und Herbst«, 1930)

(1927)

Der Garten trauert,  
Kühl sinkt in die Blumen der Regen.  
Der Sommer schauert  
Still seinem Ende entgegen.

Golden tropft Blatt um Blatt  
Nieder vom hohen Akazienbaum.  
Sommer lächelt erstaunt und matt  
In den sterbenden Gartentraum.

Lange noch bei den Rosen  
Bleibt er stehen, sehnt sich nach Ruh.  
Langsam tut er die großen,  
Müdigewordenen Augen zu.

/ ELEGIE IM SEPTEMBER /

Feierlich leiert sein Lied  
in den düsteren Bäumen der Regen,  
Über dem Waldgebirg weht schon  
erschauerndes Braun.

Freunde, der Herbst ist nah, schon äugt er  
lauernd am Wald hin;  
Leer auch starret das Feld, nur von den Vögeln  
besucht.  
Aber am südlichen Hang reift blau am Stabe  
die Traube,  
Glut und heimlichen Trost birgt ihr gesegneter  
Schoß.  
Bald wird alles, was heut noch in Saft und  
rauschendem Grün steht,  
Bleich und frierend vergehn, sterben in Nebel  
und Schnee;  
Nur der wärmende Wein und bei Tafel  
der lachende Apfel  
Wird noch vom Sommer und Glanz sonniger  
Tage erglühn.  
So auch altert der Sinn uns und kostet  
im zögernden Winter,  
Dankbar der wärmenden Glut, gern der  
Erinnerung Wein,  
Und von zerronnener Tage verflatterten Festen  
und Freuden  
Geistern in schweigendem Tanz selige Schatten  
durchs Herz.

// In diesen Tagen zwischen Sommer und Herbst, die ich / 17  
von Kind an besonders geliebt habe, kommt mir alle Empfänglichkeit für die zarten Stimmen der Natur wieder, alle Neugierde auf die flüchtigen Farbenspiele, alles jägerhafte Belauschen und Belauern der winzigen Vorgänge: wie ein vorzeitig welkendes Rebenblatt sich in der Sonne dreht und einrollt, wie eine kleine goldgelbe Spinne sich an ihrem Faden schwebend vom Baume sinken läßt, sanft wie Flaum, wie eine Eidechse auf besonntem Stein rastet und sich ganz flach macht, um die Strahlung vollkommen auszukosten, oder wie am Zweige eine blaßrote Rose sich auflöst, und nach dem lautlosen Dahinsinken ihrer Last der erleichterte Zweig ein klein wenig emporschnellt. Dies alles spricht dann wieder zu mir mit der Schärfe und Wichtigkeit, die es einst für meine Knabensinne hatte, und tausend Bilder aus vielen lang vergangenen Sommern werden in mir wieder lebendig, erscheinen hell oder behaucht auf der launisch spiegelnden Tafel der Erinnerung: Knabenstunden mit Schmetterlingsnetz und Botanisierbüchse, Spaziergänge mit den Eltern und die Kornblumen auf dem Strohhut meiner Schwester, Wandertage mit Blicken von schwindelnden Brücken in brausende Gebirgsflüsse hinab, unerreichbar auf bespritzten Felsklippen schaukelnde Steinnelken, bleichrosa blühender Oleander am Gemäuer italienischer Landhäuser, bläulicher Höhenrauch über

18 / heidebewachsenen Hochflächen im Schwarzwald, Gartenmauern am Bodensee, überm sanft klatschenden Wasser hängend, in der gebrochenen Spiegelfläche ihre Astern, Hortensien und Geranien beschauend. Es sind mannigfache Bilder, aber allen ist gemeinsam die gedämpfte Glut, der Duft von Reife, etwas Mittägliches und Wartendes, etwas vom zärtlichen Flaum des Pfersichs, etwas von der halbbewußten Schwermut schöner Frauen auf der Höhe ihrer Reife.

Wenn man jetzt durchs Dorf und die Landschaft geht, findet man in den Bauerngärten zwischen den glühenden Kapuzinern die blauen und rotvioletten Astern blühen, und unter den Korallenfuchsien liegt die Erde voll von süßroten gefallen Blüthen. Man findet in den Rebgängen auf manchen Blättern schon den ersten Klang der Herbstfarben, jenes metallische, braunbronzene matte Schimmern, und an den noch halbgrünen Trauben sind erste blaue Beeren zu sehen, manche sind schon dunkelblau und schmecken süß, wenn man sie probiert. In den Wäldern klingt aus dem edlen Blaugrün der Akazien da und dort wie ein Hornsignal hell und rein das goldgelbe Getüpfel eines abgewelkten Zweiges, und von den Kastanienbäumen fällt da und dort verfrüht eine grüne stachelige Frucht. Die zähe, grüne Stachelschale ist schwer zu öffnen, die Stacheln scheinen so geschmeidig und dringen doch

im Augenblick durch die Haut, heftig wehrt sich die kleine / 19  
derbe Frucht ihres bedrohten Lebens. Und hat man sie her-  
ausgeschält, so hat sie die Konsistenz halbreifer Haselnüsse,  
schmeckt aber bitterer.

*(Aus: »Zwischen Sommer und Herbst«, 1930)*

/ HERBSTBEGINN /

Der Herbst streut weiße Nebel aus,  
Es kann nicht immer Sommer sein!  
Der Abend lockt mit Lampenschein  
Mich aus der Kühle früh ins Haus.

Bald stehen Baum und Garten leer,  
Dann glüht nur noch der wilde Wein  
Ums Haus, und bald verglüht auch der,  
Es kann nicht immer Sommer sein.

Was mich zur Jugendzeit erfreut,  
Es hat den alten frohen Schein  
Nicht mehr und freut mich nimmer heut –  
Es kann nicht immer Sommer sein.

O Liebe, wundersame Glut,  
Die durch der Jahre Lust und Mühn  
Mir immer hat gebrannt im Blut –  
O Liebe, kannst auch du verglühn?

// HERBSTBEGINN

Während vor den Fenstern eine kühle, schwarze Regennacht liegt und mit stetig leisem Rhythmus auf den Dächern tönt, tröste ich mein unzufriedenes Herz mit farbig lockenden Herbstgedanken, mit Gedanken an reine, lichtblaue, goldklare Himmel, silberne Frühnebel, an blaue Pflaumen und Trauben, rote Äpfel und goldgelbe Kürbisse, an herbstfarbige Wälder, an Kirchweih und Winzerfeste. Ich hole mir den Mörike her und lese seinen mild leuchtenden »Septembermorgen«:

»Im Nebel ruhet noch die Welt,  
Noch träumen Wald und Wiesen:  
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,  
Den blauen Himmel unverstellt,  
Herbstkräftig die gedämpfte Welt  
In warmem Golde fließen.«